

Der neue Frack

Autor(en): **Schölly, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **243 (1970)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656727>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KARL SCHÖLLY

Der neue Frack

Das Gasthaus «Zur Sänfte» war durch seine gute Küche weitherum bekannt; Urheberin seines Rufes mochte die Frau des Besitzers sein, die gleichsam unter Tag arbeitete, nämlich in der im Halbkeller gelegenen Kombüse, wo die grössten Errungenschaften der Kochkunst auf dem denkbar kleinsten Raum nicht nur schmackhaft, sondern zu gewissen Tages- und Jahreszeiten auch in rauher Menge zubereitet wurden.

Die Meisterin duldet nur einen Lehrjungen im Herdbezirk, der über die Flammen wacht, auf Befehl Deckel abhob und sonst noch ein paar Handreichungen tat, die mit ihrer Würde nicht vereinbar waren; alle Handlanger arbeiteten in den Vorräumen unter ihrer Aufsicht und lieferten, was ihnen anbefohlen war, durch die mit Schiebfensterchen verschliessbaren Gucklöcher ab.

Der Meister vertrat das angesehene Haus auf Deck, empfing die Gäste, blieb unsichtbar, solange die Tafelfreuden währten, und heimste, wenn die Schüsseln abgetragen waren, den Honig des Lobes ein, zu dem seine Frau die Waben baute. Was seine vollendete Köchin mit reiner Butter und Liebe schuf, brauchte weiter nicht geprüft zu werden; dagegen lag dem Mann auf Deck ob, die Vermittler der leckeren Speisen haarscharf zu beobachten und mit den Augen zu führen, und tatsächlich entging ihm nichts. Wer sich im geringsten verging, durfte sicher sein, bei der nächsten Gelegenheit beiseite genommen zu werden und einen bald höflichen, bald betonten Verweis einzustecken.

Allein diese scharfe Bewachung reizte manchen Gerügten, dem Herrn einmal ein Schnippchen zu schlagen und hinter seinem Rücken sich schadlos zu halten; weil aber die Kostbarkeiten der Küche für den Kellner nur auf der kurzen Strecke vom Aufzugsschacht zum gedeckten Tisch unversehrt und vom Tisch zum Aufzugsschacht bestenfalls in Form eines kalten Restes erreichbar waren, kam für einen raschen Zugriff eigentlich nur der Augenblick in Frage, wo der Näscher vor dem Schwebekasten stand und seinem Wächter den holden Rücken wandte.

Hier also konnte der Dieb bei genügender Deckung es wagen, aus der Silberplatte der Vorspeisen ein Röllchen Lachsschinken oder Bündner Fleisch, einen Spargelkopf oder ein überzähliges Kaviarbrötchen zu fischen und mit einer schicklichen Gebärde nach dem Munde zu befördern oder auch in die Tasche, wenn die Beschaffenheit des Leckerbissens dies erlaubte.

Der Patron hatte genug Zeit, Erfahrungen auch im Hinblick auf menschliche Schwächen zu sammeln und sich in die Haut eines Kellners zu versetzen; auch der Ort, wo der Versucher an die genäschige Seele herantrat, war ihm bekannt, weshalb der für das Wohl seiner Untergebenen verantwortliche Mann einen kleinen Wandspiegel so hing, dass der Beobachter, hinter einer Säule verborgen, den Tatort überblickte.

Die langjährigen Angestellten waren denn auch über den geheimen Zweck dieses Spiegelschens unterrichtet und mit den Lebensgewohnheiten ihres Meisters sattsam vertraut, so dass sie das Werkzeug in ungekehrter Richtung missbrauchten, also durch das Spieglein an der Wand sich vorerst vergewisserten, ob die Luft rein sei. Jedem «Neuen» wurde, wenn er sich einigermaßen kameradschaftlich anliess, Vorsicht nahegelegt.

Der einzige, der nicht um das Geheimnis wusste, war der Kellner Edgar, ein eitler und herrschsüchtiger Bursche, der sich klüger dünkte, jedoch den Reizen einer herausfordernd aufgetürmten Platte sowenig widerstehen konnte wie seine Vorgänger.

Edgar hatte, wie fast jeder Mensch, seine Liebhabereien und Schwächen: er legte Wert auf sein Äusseres, ass für sein Leben gern Forellen und schwärmte für Beckerelli, den berühmten, inzwischen verstorbenen Zauberkünstler, den er von seinen Gastspielen her kannte.

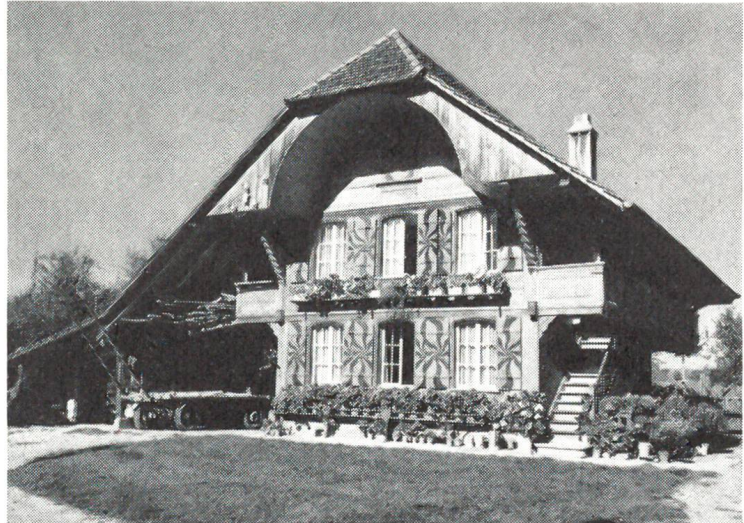
Dass ein junger, hübscher Mann sein Haar und seinen Schnurrbart pflegt, lieber schick nach der Mode von Paris als nachlässig gekleidet sein will und Forellen den Stockfischen vorzieht, bedarf keiner Begründung. Vermutlich wäre der Held unserer Geschichte für einen Opernsänger, Telldarsteller oder Schlachtenmaler ebenso stark entbrannt, wenn man ihm die Gunst eingeräumt hätte, Musikhallen, Schauspielhäuser und Ge-

mälde-sammlungen zu besuchen. Unabkömmlich in seinem Beruf, ergriff Edgar das ihm Dargebotene: den Zauberer im Gasthof.

«Alles beruht auf Geschwindigkeit», hatte der Professor gesagt und damit den Verdacht, mit dem Teufel im Bunde zu stehen, zurückgewiesen. Mit der Schwarzen Magie wollte natürlich auch Edgar nichts zu tun haben; einem Sabrenno wich er aus. Dagegen kaufte der junge Mann sich einen Zauberkasten und übte, wenn ihm in den wenigen Mussestunden nichts Gescheiteres einfiel, die Handgriffe der Taschenspielerkunst, zu denen die Fibel für Anfänger einlud.

Als Edgar in der «Sänfte» bediente, verstand er es bereits, Dinge verschwinden und wieder erscheinen zu lassen, weshalb ihn das Stibitzen einer Trüffel oder eines Pastetchens wenig Mühe kostete. Der stille Beobachter kam ihm denn auch erst nach einigen Monaten auf den Sprung, aber immer zu spät, um Edgar in flagranti zu ertappen; er stellte lediglich fest, dass bald hier, bald dort etwas auf der Schüssel fehlte, weil die Symmetrie gestört war oder das übliche Mass, geteilt durch die Zahl der Esser, nicht restlos aufging.

Der Herr verstand, wo der Ruf seines Hauses in Gefahr schwebte, keinen Spass und verdoppelte seine Wachsamkeit. Er war überhaupt ein Stäubchensucher und Silbenstecher, dem der Buchstabe seiner Speisekarte jeder andern Schrift vorging, und nichts konnte den Alten mehr in Harnisch bringen, als wenn ein Gast nicht genau nach der Karte bedient wurde. Er litt nicht, dass auf einer Schale mit gemischten Früchten das abgezirkelte Mass verschoben war, also der erste Gast beispielsweise mehr Kirschen erhielt als der zweite, dieser dafür einen Ausgleich durch Aprikosen. Wo schon so viel Ungerechtigkeit in der Welt herrschte, durften die Tortenschnitze nicht den Anschein erwecken, als ob in der «Sänfte» der Sinn für Gleichheit fehlte. Edgar auf frischer Tat zu ertappen, wechselte

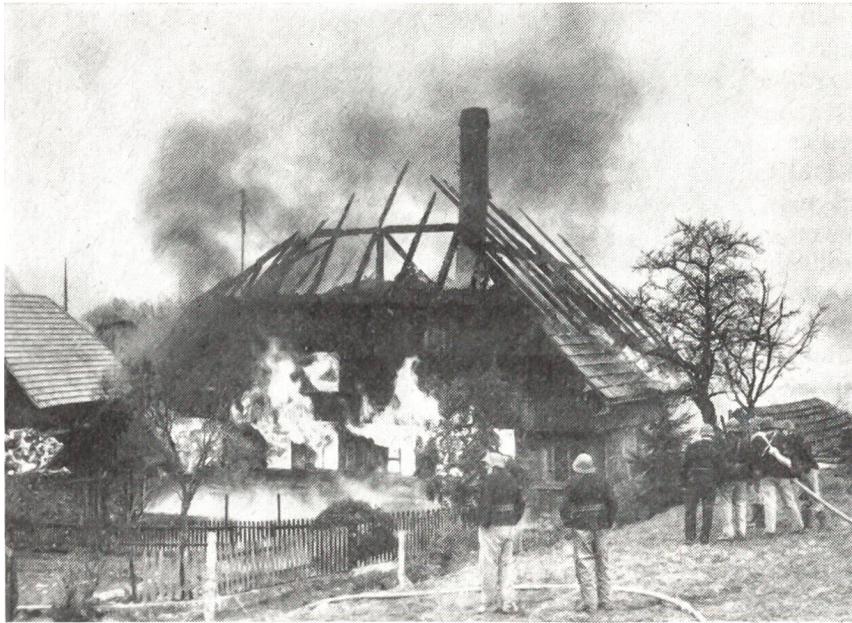


Dieses alte Stöckli in Iffwil, aus dem Jahre 1798 stammend, wurde unter Mit-hilfe des Heimatschutzes stilvoll renoviert.
Foto F. Lörtscher, Bern

der Meister das Verfahren, indem er den offenbar sehr geschickten Dieb scheinbar gewähren liess, bis dieser glauben mochte, der Aufsicht endlich entwachsen zu sein. Einmal in Sicherheit eingewiegt, frönte der Unbeobachtete seiner Lust immer unverfrorener, ja es kam vor, dass er sich sogar seinen alten Frack beschmutzte, somit genötigt war, mit dem Wischtuch einen Tropfen Tunke, einen Spritzer oder ein Schäumchen Schlagrahm auszumerzen, ehe er auftrug.

Die Mitangestellten zogen ihn deswegen auf und überboten sich in feinen Anspielungen; für Edgar Grund genug, das verräterische Tuch auszuschalten und durch einen nigelnagelneuen Frack dem Spott zu begegnen.

Er wählte das Beste vom Besten: einen Anzug nach Mass, auf Seide gefüttert, untadelig im Schnitt. Als er ihn das erstemal trug, fühlte sich Edgar auch moralisch gewachsen. Nicht nur den Frack zu schonen, nein, im Gefühl seiner Würde verzichtete sein Träger auf diese Selbsthilfe. Hätte sein Herr die Wandlung des Sünders gehahnt, wer weiss, ob er ihn nicht belohnt und dafür gesorgt hätte, dass in der Kombüsengegend, wo die Dienste speisten, die gleichen Gesetze gälten wie droben im Saal.



Grossbrand in Zimmerwald
Foto W. Nydegger, Bern

Allein hier unten galt noch das mittelalterliche Faustrecht, indem zwar nicht der Stärkste, jedoch der Flinkste die leckersten Bissen abkriegt. Da sich Edgar nicht mit den Küchendragern gemein machen wollte, sondern vornehm absonderte, schlossen die Verschmähten ihn von der Gesellschaft der Genüsse beharrlich aus und verheimlichten ihm die Vorteile der Brüderlichkeit, ja sie gaben sogar seinen Klagen recht, wenn er etwa behauptete, von dieser oder jener Fleischspeise, Schaugerichten und Nachtischen bedeutende Trümmer mit eigener Hand abgetragen zu haben.

So musste denn Edgar mit den schönen Resten, die man ihm übrigliess, fürlieb nehmen und seinen Groll mit hinunterschlucken. Weil ihm aber der Sinn für Gerechtigkeit keineswegs mangelte, nahm er sich vor, den Ausgleich wiederum aus eigener Kraft anzustreben und, weil er jetzt den neuen Frack trug, die Kunst der Selbsthilfe noch mehr zu verfeinern.

Er übte jetzt auf seiner Kammer die vernachlässigten Kniffe, formte mit Papier und Holz die

begehrtesten Brocken und zauberte sie geschickt aus der Waschschüssel in seinen Ärmel oder in die Rocktasche. Er brauchte dazu keinen Zauberstab, nur seine gelenkigen Finger, und bekam, glücklich über jeden Fortschritt, eine solche Fertigkeit, dass er damit vor einer Zuschauermenge wie Beckerelli, sein Lehrmeister, Beifall geerntet hätte.

Trotz angewandter Kunst blieb sein Frack nun unverehrt. Trockene Leckerbissen wanderten in seine Tasche, feuchten verhalf er in die Mundhöhle, wo sie mit der Zunge zerdrückt oder auffällig und schnell gekaut werden mussten. Nicht einmal mit den Ohren durfte man wackeln, geschweige denn mit dem Kiefer. Auf

dem Wege zur Tafel warf man noch einen Blick auf den Spiegel, den einstigen Spion des alten Herrn.

Der Meister stand vor einem Rätsel. Er bemerkte nach wie vor Schönheitsfehler auf gewissen Platten, aber nicht mehr die geringsten Anzeichen von Genäschigkeit bei seinem Kellner. Der Verdacht fiel auf andere, während Edgar in der Gunst stieg und sogar beigezogen wurde, wenn die Speisekarten für erlauchte Gäste besprochen wurden.

Dass Edgar, um seinen Rat befragt, Forellen vorschlug, soll uns weiter nicht wundern; dass er sie jedoch hartnäckig blau wünschte, auch bei vielen Gerichten fast leidenschaftlich eine trockene Machart bevorzugte, fiel dem guten Alten denn doch auf. Aber er widersprach nicht und setzte die Leibgerichte seines Vertrauten auf die Karte.

Die Meisterin sprach indessen vorbeugend, man werde für die Dienste mit nahrhafteren Gerichten aufwarten müssen und sie nicht mit den Kostbarkeiten verwöhnen wollen, die der Herr Ober auswähle; seit er den neuen Frack trage, könne man nicht mehr grossartig genug tun.

Edgar vernahm die Rede durch den Schacht, der oft für Kapitän und Koch das Sprachrohr bildete, lächelte spöttisch und drehte dazu sein Menjou-Schnäuzchen. Etwas Auserlesenes schob die Schnepfe nur ihren Zuträgern vor die Nase; ihm würde sie natürlich einen «Spatz» aushändigen oder gar Fohlenschnitzel und denken, er werde vom Geringeren auch satt. Er dachte: Warte nur, du kennst mich schlecht. Mein Magen verträgt die feineren Fische so gut wie deiner.

Als die Magd mit den Forellen vom Markt kam, stand Edgar gerade bei der Hand. Er fand, die Meisterin habe knapp bestellt und liess ein paar Worte fallen in dieser Richtung. Das Mädchen ergriff aber die Partei der Herrschaft und gab ihrer Meinung unverblümt Ausdruck. Dem Mann im Frack eines auszuwischen, machte der Magd Spass.

In der Küche berichtete sie getreulich, was ihr auf der Schwelle widerfahren, und machte mit ihren Reden die Meisterin geradezu misstrauisch, so dass sie die Schwänze doppelt vorsichtig abzählte, während Edgar auf sein Zimmer lief und seine Rocktasche für alle Fälle mit Seidenpapier ausfüllte.

Mittags war der Andrang gross; man brauchte kein Archimedes zu sein, um auszurechnen, wie weit der Vorrat reichte. Schon begann der Aufstieg der Forellen; Edgar sog ihren Duft ein und labte sich am blossen Anblick. Aber die Portionen waren auf den Kopf bemessen und das Beginnen somit aussichtslos, wenn nur Junggesellen und Ehepaare bestellten.

Glücklicherweise traf noch eine kinderreiche Familie zum Festessen ein – vielleicht begnügte sich ein kleines Kind mit einer einzigen Forelle. Man musste freilich mit einem kleinlichen Haus-



Ein Zusammenstoss auf dem Bahnübergang in Galmiz bei Murten zwischen dem Zug und einem Langholztransport forderte 5 Tote.

Foto W. Nydegger, Bern

vater rechnen, der peinlich nachzählte – doch wer nichts wagt, gewinnt nichts.

Die Platte kam, hoch aufgeschichtet lagen sie da, die leckeren Dinger, sorgsam behandelt und maustrocken ... Schwupp. Alles beruht auf Geschwindigkeit. Das Opfer sank lautlos in der Fracktasche des Hexenmeisters unter. Ohne mit einer Wimper zu zucken, schritt der Herr Ober auf den Tisch zu, wo die kinderreiche Familie die Suppenlöffel ablegte.

«Vorsicht, heiss!», mahnte der gefällige Herr im Frack und schob die mächtige Silberschüssel auf das Tafelrund. Auch die Schüssel mit der schaumigen Holländer Tunke fand ihren Platz.

Als Edgar wieder an den Aufzug eilte, stand der Meister, der sich sonst im Hintergrunde hielt, bei der Säule mit dem Spiegel, eine Speisekarte lesend. In der Linken das beschriebene Blatt, in der rechten Hand einen Saucennapf, unterbrach er den Geschäftigen mit der sonderbaren Frage: «Sie haben doch richtig gelesen, Edgar?»

«Ja, Forellen blau mit Holländer Sauce», antwortete der Verhörte.

«Gut, mit Holländer Sauce», wiederholte der Alte mit fester Stimme, legte die Speisekarte gelassen auf den Tisch zurück und ergriff mit der freien Hand des Kellners neuen Frack.

«Sie vergassen die Sauce», hob er wieder an und schüttete bei diesen Worten den Inhalt des vollen Napfs in die Tasche des Diebs.

W. BOBST

Kometenfurcht zu allen Zeiten

Schweifsterne wurden schon von den alten Babyloniern beobachtet und mit abergläubischen Mutmassungen in Verbindung gebracht. Die Furcht vor Kometen als primäre Reaktion des Menschen auf diese seltsame Himmelserscheinung hat sich bis in unser Jahrhundert hinein erhalten.

Der Komet als Unheilbringer

Das seltene Auftreten eines Kometen, seine eigentümlichen Formen und Bahnen und seine Helligkeit mussten die Menschen erschrecken. Meistens galt ein Komet als Kündler von Unglück, wie Weltuntergang, Krieg, Teuerung und Hungersnot, Seuchen, Springfluten, Überschwemmungen, Erdbeben, Königstod, Katzensterben (und darum auch ein Mäusejahr), Raupenfrass u. a. m. Nur selten wurde er als glückliches Anzeichen gewertet; geläufig war etwa die Meinung, er deute auf ein gutes Weinjahr hin. Die negativen Kombinationen sind leicht verständlich: Da sozusagen jederzeit «etwas los war» auf unserer Erde, hatte man stets Anlass, einen Kometen mit einem bestimmten Ereignis in Zusammenhang zu bringen. Diese scheinbaren Bestätigungen trugen natürlich mächtig zum Aufkommen und zur Festigung des Aberglaubens bei.

Der Komet von 372 v. Chr. soll die Niederlage der Spartaner 371 v. Chr. bei Leuktra angezeigt haben. Die Schlachten der Römer bei Pharsalus, Actium, der Fall von Jerusalem wurden auf Kometen zurückgeführt. Todesvorbote soll ein Komet gewesen sein für Augustus, Claudius,

Nero, Vespasian u. a. Bei den fürchterlichen Seuchenzügen im Mittelalter hatte es ein Komet nicht schwer, zur rechten Zeit aufzutreten, um gerade eine Pest oder sonst ein Unheil anzuzeigen. Im Mai 1773 befand sich ganz Paris in Aufruhr und Panik, weil das Erscheinen eines Kometen angekündigt worden war. Auch der Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde mit einem Kometen in Verbindung gebracht. Selbst heute gibt es noch genug Weltuntergangspropheten, denen ein Komet recht gut ins Konzept passen würde.

Der Komet in der Mythologie

Da der Komet etwas Unerklärbares und Unheimliches war, musste sich die Mythologie der Völker seiner bemächtigen, um so mehr als er etwas Lebendiges zu sein schien, konnte er doch auftauchen, unter ungewohnten Erscheinungen sich fortbewegen und wieder verschwinden. Weitverbreitet war die Annahme, der Komet sei ein Drache, wohl deshalb, weil er in der Form einem solchen glich und weil er offensichtlich «Feuer speien» konnte. Es existieren denn auch zahlreiche Darstellungen, in denen die «gesehenen» Drachenfiguren phantasievoll beschrieben wurden. Der blutgierige Drache will entweder die Menschen fressen, oder aber er trocknet mit seinem heissen Atem die Gewässer aus oder versengt die Äcker. Sein Erscheinen muss also von einem grossen Sterben gefolgt sein.

Die Kirchenschriftsteller kamen auf die Idee, einen Kometen mit dem Stern von Bethlehem zu vergleichen, und sie sahen in ihm einen Engel Gottes. Später machte man aus ihm einen Boten Gottes, der geschickt ward, um den Menschen ein wichtiges Ereignis anzuzeigen. So wurde der Komet zur «Zornrute» oder «Zornflamme» Gottes, die zur Umkehr und Busse mahne. Es hub denn jeweils auch ein eifriges Predigen und Bussetun an, sobald ein Komet auftauchte. Einige wollten im Kometen auch das Erscheinen des leibhaftigen Satans erblicken.

Die Betrachtungsweise des Mittelalters ging auch dahin, der Komet sei ein Feuer, das ein Engel auf Befehl Gottes anzünden und auf den angewiesenen Platz stellen oder herumtragen müsse. Man stritt ferner darüber, ob Gott jeden